N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

6. Der Haushalt im Missionshof.

Im Anfang des Jahres 1843 war statt des 94. europäischen Regiments das 25. nach Kannanur gekommen, von dem nun etwa 30 Soldaten sich im ersten Jahre bekehrten, zum Theil sehr wackere Leute, wie sie auch monatlich 30 Rupies und mehr für die Mission beisteuerten. „Wie aber alles im schönsten Zuge war, wurden wir gesichtet. Die Lehre vom heiligen Abendmahl gab den Stoff dazu: ich predigte wohl zwölfmal über Joh. 6, und als ich am Ende war, giengs mir wie dem Herrn selbst. Viele liefen davon; es gab ein zweimonatliches Murren, bis die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Der Kaplan mischte sich auch darein und predigte einmal gegen Luther und Lutheraner; es war drauf und dran, daß die Gemeinde gesprengt werden sollte. Da trat ich eines Sonntag Abends mit dem prayerbook auf die Kanzel und las der Gemeine zwei Sätze aus demselben vor. Einmal die Aufforderung zum Dank dafür, 'daß unser himmlischer Vater uns seinen Sohn geschenkt habe, nicht nur für uns zu sterben, sondern unsre geistliche Speise und Lebensunterhalt (spiritual food and sustenance) zu sein im heiligen Sakrament;' dann die Bitte, 'Jesu Fleisch so zu essen, sein Blut so zu trinken, daß unsre sündigen Leiber durch Seinen Leib rein, und unsre Seelen durch Sein theuerstes Blut gewaschen werden, und wir stets in Ihm wohnen und Er in uns.' Ich fragte sie, ob sie je einen andern Ausdruck aus meinem Munde gehört hätten? ob ich ihnen von Transsubstantiation oder Consubstantiation ein Wort gesagt hätte? Aber das stehe fest, daß das heilige Abendmahl nicht nur eine Erinnerung, sondern besonders ein Mahl sei, in welchem der HErr sich selbst uns gebe, wie geschrieben stehe. Jetzt zogen sie alle beschämt davon und haben seitdem vom heiligen Geist diese Wahrheit gelernt.

„Der Hauptanstoß kam nach. Es erschoß sich ein armer Soldat, der etwa neun Monate unsere Kirche besucht hatte. Hie und da hatte er mich auch im Hause besucht, und im letzten Monat

über Läſterungen geklagt, die ſich ihm aufdringen, aber ſich nie offen ausgeſprochen. So kam er auch am letzten Tage zu mir, als ich gerade in großer Sonnenhitze von Tſchirakal angelangt war, und klagte mir dasſelbe. Ich ſagte ihm, er ſolle dieſen Geiſt auslachen und ihm nicht glauben, ſondern dem HErrn, der ihn erkauft habe. Er konnte das nicht; mit den Worten: ich habe mir alles ſelbſt zu verdanken, ſchied er, während ich ihn tröſtend hinausbegleitete und ſagte: 'kein Sperling fällt ohne des Vaters Willen und alle deine Haare ſind gezählt; faſſe Muth und glaube!' Noch lud ich ihn ein: komm, wir wollen beten; er entſchuldigte ſich aber, er habe Arbeit, gab mir dreimal die Hand und gieng. Ordnete alle ſeine Angelegenheiten, das Geld bis auf einen Pais, ſchrieb verſchiedene Briefe, auch einen an den Kommandanten, 'daß er zu viel in der Bibel geleſen habe,' und ſchoß ſich am nächſten Morgen ſein Hirn an die Decke ſeines Zimmers, während die andern exercirten. Ein paar Brüder zeigten mirs ſogleich an, Hunderte von Soldaten ſchalten über mich und waren in vollem Halloh, aber weiter durfte der Teufel es nicht treiben, bald wars ſtille und die Brüder merkten, was der Erzfeind im Schilde trug.

„So gehts eben nicht ohne Aergerniß ab, wo Er Leben ſchafft. Dann folgte eine Zeit der Lauheit; aber jetzt iſt das Leben wieder im Wachſen, da und dort kommt eine Seele zur Erkenntniß des lebendigen Gottes in Chriſto Jeſu, und fangen an, ſich ihres Lebens zu freuen. Im Jahr 1844 haben dieſe lieben Seelen der Miſſion über 400 Rupies geſchenkt." Faſt zu allen Stunden fanden ſich nun Soldaten bei dem Miſſionar oder bei den Katechiſten ein, und zeigten die regſte Theilnahme am Wachsthum und allen Erlebniſſen der ſchwarzen Gemeinde.

Von der eingebornen Gemeinde ſchreibt er (April 1844): „Sie iſt nun etwas im Geiſte erſtarkt, aber freilich noch lange nicht, was ſie ſein könnte und ſollte; ich ſelbſt leider auch noch nicht! Jetzt wird geſäet in Unehre und wird auferſtehen in Herrlichkeit. Der HErr hat mir Gnade geſchenkt, von mir abzuſehen und alles auf Ihn zu werfen. Anfangs will es einem freilich hart ein, zu ſehen, daß Seelen, die anfiengen ſchön zu laufen, wieder in ihre alten Wege verflochten werden. Dies habe ich nun erfahren bei Großen und Hohen, Kleinen und Niederen; und da ich dasſelbe auch im Wort finde, ſo tröſte ich mich und faſſe allewege

neuen Muth in unserm HErrn." Er predigt ihnen oft, wie der Herr Jesus die Schwarzen so lieb habe, die Schöne im Hohenlied sei ja die Schwarze; und er gibt es ihnen auf jede Weise zu fühlen, daß er um ihretwillen da sei und nicht um der Europäer willen. Er trägt viel Geduld, auch mit den Bösen, und bittet fleißig um Weisheit, „damit wir das Unsere thun nicht zum Zerstören, sondern zum Aufbauen."

Zu Zeiten gieng es auch durch allerlei Durcheinander, das sich nur schwer beschreiben läßt. Ein Vorfall möge hier erwähnt werden.

Am Abend des 5. Juni 1844 wurde Hebich bestohlen, nachdem schon einmal früher ein nächtlicher Eindringling in seiner Wohnung noch rechtzeitig entdeckt worden war. Der Missionar fühlte sich im Gottesdienst anfangs sehr begeistert, indem er vermuthete, jetzt werde auch das Jahresfest in Basel gefeiert und viel für ihn gebetet. Gleich darauf fühlte er einen ungeheuren Druck, und wie er von der Kanzel in sein Zimmer trat, fand er, daß sein Tisch mit etwa 400 Rupies Inhalt verschwunden sei. Den geleerten Tisch fand man dann im Garten. Peinlich aber wurde die Sache besonders wegen des Geredes, das sie veranlaßte, und das bald auf den, bald auf jenen Verdächtigen deutete. „Argwöhnen ist eben auch ein großes Unrecht," meinte Hebich und hieß seine Leute schweigen; die hatten aber bereits zu viel gesprochen.

Wie er öfters äußerte: „Mitunter steht alles ganz erfreulich, dann aber brichts aus allen Seiten los," oder: „der Teufel spielt mir allerlei Possen, da ich gerade einige taufen will;" so sollte bei dieser Gelegenheit die ganze Schwäche junger Christen und Taufkandidaten an den Tag kommen. Am Sonntag Morgen sah Alles „nach Händeln" aus. Der und jener wollte fort, brauchten sich nichts gefallen zu lassen. Besonders waren da seines Timotheus Bruder und Schwestern, noch Heiden und erst seit Kurzem im Unterricht, deren ganzer Nayerstolz sich gegen die spitzigen Andeutungen anderer, noch dazu niedrig geborner, empörte. In und nach dem Gottesdienst brachte Hebich die meisten Christen „wieder zum Verständniß"; aber zuletzt gab es noch einen Auftritt mit den Taufkandidaten, bei dem ihm der Geduldsfaden riß, so daß er mit den Worten: „du hast meinen HErrn beschimpft", drein schlug, bis ihm die Hand schwoll. „Ein schöner Auftritt in der Veranda, aber

voll Leben! und es war vom HErrn. Denn nun wurde akkordirt und ans Herz gesprochen; die Leutlein demüthigten sich und lieferten ihren Goldschmuck (Weiberkram ꝛc.) aus, der in einem Beutel versiegelt wurde. Alles war voll Erstaunen, und nun giengs ins Zimmer zum Gebet. Und da war Gottes Friede, Hallelujah. Ich hoffe zum HErrn, daß er in den armen Seelen weiter wirken wird, denn der Teufel hatte sie weit gebracht. Das ist doch ein wunderbares Leben, ein Missionar sein! Nun gute Nacht, liebe Brüder. So lange der HErr Jesus noch lebt, nur frisch gewagt, der Sieg ist unser! Amen."

Diese Scene ist natürlich weder zur Nachahmung, noch zur Bewunderung mitgetheilt; sie soll nur das Bild der Geduldsarbeit vervollständigen, welcher die Kannanur-Gemeinde ihr Dasein verdankte. So langmüthig der Papa sein konnte, so scharf fuhr er durch in kritischen Augenblicken, und weil es ihm doch nur um die Rettung der Seelen zu thun war, beugten sich die Redlichen auch unter seine Schläge. Bezeichnend aber ist für ihn der Umstand, daß er hintennach alles so ruhig ansehen konnte, als seis ihm direkt vom Himmel herabbeschert. — Der Dieb kam endlich am 15. Juni zum Vorschein, es war ein Landstreicher, der drei Monate lang bei Hebich verweilt, sich aber dann mit etlichen gestohlenen Kleidern aus dem Staube gemacht hatte. Er mußte sich zuletzt selber verrathen, indem er gegen eine Helfershelferin klagte; das Geld aber wollte irgendwie sich nicht auffinden lassen. „Dem HErrn sei Lob und Dank, so bin ich doch aus den Zweifeln erlöst!"

Am 8. Januar 1845, als eben Hebich mit einigen Neuheraustretenden betete, stürzte sein Joseph ins Zimmer mit dem Rufe: Feuer! Hebich sprang hinaus, sah den dicken schwarzen Rauch und die Flammen vor sich, zog eilig die Stiefel an, kniete nieder und konnte nur die Worte stammeln: „Ach HErr, sieh gnädig drein, erbarme Dich und thue ein Zeichen an uns, daß es uns wohl gehe (show us a token for good)!" Dann gab er die nöthigen Anordnungen, ruhig im HErrn, während das Feuer mächtig wuchs. Die Soldatenbrüder waren im Nu da und trugen, als die Flamme nahe kam, allen Inhalt des Hauses im Sturm auf den Exercirplatz. Plötzlich fieng der Seewind an zu blasen und das Missionshaus war gerettet, nachdem in 3—4 Stunden 150 Gebäude ein Raub der Flammen geworden waren. „Dem HErrn sei Dank für die

gnädige Errettung, denn auch unsere Gemeindeglieder wurden alle bewahrt."

Wie dann Hebich die Brandstätte besuchte, sah er nicht ohne etwas wie Neid an allen durch Ziegeldächer geschützten Häusern hinauf, die mitten unter den mit Palmblättern gedeckten unversehrt geblieben waren. Alle seine Gebäulichkeiten, die Kapelle allein ausgenommen, hatten nur Blätterdächer, die jährlich erneuert werden mußten, daher viel Umstände machten und im Feuer wie Werg aufgiengen. Wenns nur nicht so viel kostete, er würde versucht sein, etwas zu ihrer Sicherung vorzunehmen. Allein er war nun gewöhnt, auf Gott zu trauen und von der Hand in den Mund zu leben; daher mußten erst zwei kostspielige Feuersbrünste über die Station kommen, ehe er — nach Jahren — sich an diese weitläufige Arbeit des Umbaus machte.

Im Gehöfte wohnte nämlich nicht nur er selbst, sondern auch die Dienerschaft, Katechisten und andere Christen, bis fast jeder Winkel ausgenützt war. Uebrigens hatten nur die sonstwo Angestellten einen wirklich eigenen Heerd. Die Leute, welche in Hebichs oder der Mission Dienste standen, suchte er dadurch möglichst wohlfeil zu unterhalten, daß für alle gemeinschaftlich gekocht wurde. Das war im Grunde den an Häuslichkeit gewöhnten Besseren sehr unbequem, aber Hebich wußte sie dafür zu gewinnen, indem er dann diesen die Aufsicht über die Jüngeren, sowie über dahergelaufene Taufbewerber u. s. w. übertrug. Eine sehr eigenthümliche Form gemeinschaftlichen Lebens, die eine ziemlich verwickelte Hausordnung nöthig machte. Erleichtert wurde diese durch zwei ausgezeichnete dienende Geister.

Der eine von diesen war eine Frau Jäger, die Tamil-Wittwe eines Halbdeutschen im 5. N. J. Regiment, gewöhnlich pattālam amma, Regimentsmutter, genannt. Im März 1842 war sie für den HErrn gewonnen worden, und als die Ihrigen weiter zogen (Januar 1845), fand sie es fast zu schwer, sich von der Gemeinde wieder zu trennen. Sie hatte ihren guten Unterhalt; jetzt bot sie sich an, in den Missionshof überzusiedeln und aus Dankbarkeit irgend welche Dienstleistungen zu übernehmen. Obwohl schon bejahrt, hatte diese Elisabeth doch eine ganze Arbeitskraft, dabei viel Umsicht und Erfahrung und einen edlen, dem kleinlichen Händelgeist ihres Volks entschieden abgestorbenen Sinn. Sie machte sich überaus

nützlich, indem sie die Haushaltung für das junge Volk als eine rechte Mutter führte. Am 12. Juli 1851 starb sie an der Ruhr, nach einem wohlgeendeten Leben. „Die Antwort dieser lieben Schwester fast auf alle Fragen lautete: 'ein wenig!' Ob sie nicht sehr leide? 'nur ein wenig'. Ob sie glaube? 'Ein wenig'. Ob sie noch beten könne? 'Ein wenig'. Aber sie habe doch eine feste Hoffnung auf das Erbe drüben? 'Ein wenig'.

Fast noch tüchtiger erwies sich der Knecht, der nicht nach indischer Manier butler (Oberknecht) oder Aufwärter oder Koch ꝛc. war, sondern alles in einer Person. Bapu hieß er als Tijer, zur Zeit als Hebich ihn annahm (1840), „war aber mehr Thier als Tijer"; ein kurzgewachsener, flinker Mann von gedrungener Gestalt, mit einer so zottigen Brust, daß er allgemein der Bär genannt wurde. Ein arger Trinker und Fleischesmensch, den Hebich ein paarmal aus dem Arrest lösen mußte, und noch öfter auf dem Punkte stand fortzuschicken. Und doch kamen die beiden von einander nicht los. Der Mensch war immer ehrlich und anhänglich zugleich, während er sich ordentlich schämte über der vielfach bewiesenen Langmuth seines Herrn. Und am Ende schlug die erbarmende Liebe bei ihm an: er that ernstlich Buße, und Gnade wandelte ihn zu einem neuen Menschen um (März 1843). Als Hebichs Faktotum wurde nun dieser Peter ein unersetzliches Glied im Missionshaushalt; zwar lesen lernte er nicht, so oft ers versuchte, und die Erkenntniß blieb gering, weil es immer so viel zu arbeiten gab. „Er hat mir mit unsäglicher Treue gedient; ohne Worte merkte er alles was zu thun war. War ich unwohl, so verpflegte mich der sonst so rauhborstige Mensch wie eine Mutter und schlief dann, unbemerkt von mir, auf dem Boden in der Nebenkammer, wenn er nicht die mehrste Zeit wachte. Als ihn schon eine Lungenentzündung befallen hatte, half er noch beim Dachdecken, indem er mit heiserer Stimme die trägen Kulis antrieb, noch vor Sonnenuntergang fertig zu werden. Er wurde wie im Sturme weggerafft (26. April 1850) so rasch, daß er nur noch den Namen Jesu anrufen konnte."

Hebichs Tagesordnung war etwa diese: Mit dem Kanonenschuß um 5 Uhr Morgens stand er auf und machte einen Spaziergang, da er denn gern diesen oder jenen Offizier anredete, oder sonst eine Bekanntschaft anknüpfte. Zurückgekehrt besuchte er fast jeden Winkel seines engen Gehöftes und versicherte sich vom Stand der Dinge bei

Jung und Alt. Dann trank er seinen Kaffee und setzte sich in die Veranda mit seiner englischen Bibel; wohl eine Stunde widmete er da dem Gebet und der Betrachtung des Worts. Nun kamen entweder Katechisten oder Christen mit ihren Angelegenheiten, oder waren Taufkandidaten zu unterrichten, oder hatte er Gottesdienst und Schulbesuch. Rief ihn eine Angelegenheit hinaus, so stand das Pferd bereit; für die heißesten Stunden auch ein Ochsenwagen nach eingebornem Muster. Das einfache Mittagessen hatte keine feste Stunde; wenn er heimkam, aß er, was sein Peter ihm auftrug, legte sich einige Minuten hin und stand dann auf, frisch für irgend welche neue Predigt. An den drei Abenden, da englischer Gottesdienst war, blieb ein oder der andere Offizier, der diesem beigewohnt hatte, bei ihm zum Thee, und dann schloß der Abend nach heiterem und ernstem Gespräch mit Gebet.

Wie viele Briefe liefen doch täglich ein von denen, welche Kannanur als ihren geistlichen Geburtsort betrachteten, und die mußten natürlich auch beantwortet werden. Da berichtet z. B. ein Major aus Sikanderabad von ihrem Marsch nach der neuen Station, wie die Cholera unter ihnen aufgeräumt habe: 800 von etwa 3000 seien weggerafft worden: „Unsere kleine Gemeinde ist durch Gottes Gnade treu erhalten und gedenkt mit Liebe und Dankbarkeit Ihrer Unterweisung — Christus der Gekreuzigte, die Summe und das Wesen des ganzen Gottesraths, bleibt unsre Hoffnung und Freude.“ Ein anderer: „Nie werden wir Kannanur vergessen; Gottlob der dort ausgestreute gute Same geht nicht verloren.“ Wieder einer: „Was ich der Mission schulde, kann nie bezahlt werden. O daß wir hier einen Boanerges hätten wie Sie, die Leute zu wecken!“ Nach England Zurückgekehrte aber laden ein zu einem Besuch in ihrem neuen Anwesen, wo er der liebste Gast wäre, oder bitten um Briefe und Missionsberichte für ihre Sonntagsschüler ꝛc.

Andere lassen auch Mißklänge hören z. B.: „Ich habe mein Söhnlein nach Ihnen Samuel genannt; aber taufen laß ich ihn nicht, denn die Kindertaufe ist nirgends geboten.“ Ein anderer: „Ach wie der Teufel die Heerde zertrennt! T. ist von England zurück und steckt voll hochkirchlicher Ideen über apostolische Succession. Andere aber können keine Kirche mehr besuchen, weil der Prediger auf der Kanzel steht, statt auf dem Boden, da doch jeder Gläubige Priester sei ꝛc.“ Und wieder von einem heißt es: „Er geht nicht

mehr mit uns," wenn nicht gar: „Er ist in sein altes Wesen zurückgefallen."

Ebenso manchfaltig sind auch die Berichte der Schwarzen; z. B. von Bellary nach einem schweren Marsche, da besonders die Kleinen an der Cholera hinstarben, schreibt A.: „Durch Sie habe ich das Licht Seines Wortes geschaut, und obgleich die letzte derer, welche ihm nachfolgen, darf ich hoffen, mit der ganzen Schaar der Erlösten im Himmel zusammenzutreffen, um nie mehr Abschied zu nehmen; alles das nicht durch meine Gerechtigkeit, sondern durch den Einen, auf welchen meine vielen Sünden gelegt sind." Die Schreiberin berichtet dann vom ersten Abendmahl auf der neuen Station: „Wir wollten es mitgenießen; aber nach der Predigt sagte mir N., sie fühle sich so unwohl, da mußte ich sie aus der Kirche heimbegleiten. Allein auf der Straße sank sie um; ein vorbeigehender Offizier besorgte ihr dann ein Duly (Spitalsänfte), schon am Abend aber starb sie mit den Worten: 'Gott sei mir Sünderin gnädig, ich traue auf Jesum.' Und am nächsten Tage starb H., der Nachts auf der Wache erkrankt war, auch im Frieden Gottes."

Wie viele sind auch der Todesfälle in der Nähe, die ihm das Herz bewegen. „Den Hauptmann sah ich Sonntag Nachts (Februar 1842) zum letztenmal, da offenbar eine schwarze Wolke um ihn war; ich hoffe, der HErr möge ihm Sein heiliges Angesicht noch haben leuchten lassen vor seinem Ende. Mögen wir daraus lernen, daß es eben doch gut ist, den Frieden im Blute Jesu Christi beständig zu bewahren!" — April 1843. „Da holten sie mich, um dem Lieutenant M. das Wort zu sagen; der war aber schon bewußtlos und starb bald darauf. So gehts! Wie nahe sind wir doch immer dem Tode! Doch wenn Christus unser Leben ist und wir in Ihm sind, so mag er kommen, wann er will. Er gebe uns Gnade, daß wir allewege bereit seien, wenn der Hausherr kommt!"

Hier sei denn auch ein Begräbniß erwähnt! Am 8. Juli 1846 begrub Hebich die erste Dame auf dem Missionskirchhof; eine treue Jüngerin voll Lebens, die Tochter eines Missionars, Gattin von Kapitän B. Mit der schwarzen und weißen Gemeinde gieng er erst ins Trauerhaus, zu singen und zu beten, dann im Zug auf den Gottesacker unter abwechselndem Gesang in Tamil und Englisch. Hinter dem Leichenwagen der General und die Großen ꝛc. Nie

predigte Hebich gewaltiger als auf den Gräbern, und oft hat da sein Wort nicht nur die Trauernden mächtig getröstet und gehoben, sondern auch in irgend einer neuen Seele gezündet.

Natürlich wurde sein Name weithin bekannt; schon im Mai 1844 weiß eine Madras-Zeitung den „unermüdlichen" Mann nicht genug zu loben, der „durch seine Leutseligkeit stetige Fortschritte erziele, während die aristokratische Vornehmheit und Lauheit anderer Missionare die Heiden eher abstoße". Daß er sich aber nicht überhebe, dafür ward auch gesorgt. Er schämte sich nicht, mündlich und durch Briefe bei vielen Wohlgesinnten um Beiträge für die Mission anzuklopfen, und da verstand es sich von selbst, daß ihm auch mancherlei Ausstellungen und Vorwürfe gemacht wurden. „Das Werk Gottes muß immer durch die Hechel gehen; wer es nur von Ferne ansieht, kann leicht auf die Meinung kommen, er könnte es besser machen; er greife es einmal selbst an, so wirds ihm Ach und Weh!

„Ein Oberst, den ich um Geld angieng, schalt mich ordentlich aus und gab mir anstatt Geld seine Weisheit, nämlich: man solle kein Geschäft unternehmen, wozu man nicht die Mittel habe! prosit. Das ist schon gut, aber sollen, die im Dienste Mammons stehen, allein wagen und nur die Diener Jehovas zaghaft sein? Ich gieng ihm ordentlich zu Leibe. Seither hat er doch jährlich seine 100 Rupies beigesteuert. Die Sache ist Gottes und ein einzelner Mensch kann sich leicht auch in bester Meinung vergalloppiren. Gewöhnlich haben Militärpersonen kein übriges Geld für die Mission; die civilians finds, die Nullen machen sollten. Aber beide müssen eben zu rechtem Leben in Gott gebracht werden, ehe sie in die Tasche greifen, daß es zählt."

Solche Beispiele durfte er in Menge erleben. So sandte ihm (Oktober 1846) ein Major 500 Rupies als Dankopfer einer Familie, aus der vier Glieder in der Missionskapelle zum Herrn bekehrt wurden, und war auch sonst unerschöpflich in Liebesdiensten. Dennoch findet Hebich, daß die armen Weißen verhältnißmäßig am meisten geben; „ihre Liebesgaben sind erstaunlich, eine Gemeinde von 80—100 Gliedern gibt jährlich ihre 2—3000 Rupies. Das schönste aber ist, daß sie so fleißig für uns und die Schwarzen beten, daher ich ihnen alle meine Anliegen offen vortrage. Fast den ganzen Tag umtönen mich ihre Gebete und Gesänge, die meinen

Ohren schöner klingen als der Schlag der Nachtigallen. Der Zeit wegen trennte ich sie einmal im Abendmahl von der schwarzen Gemeinde, aber nach einigen Monaten verlangten sie wieder, es mit ihr zu genießen, da es schöner sei; so sind sie nun wieder beisammen."

Zu Zeiten brennts ihn im Herzen, daß er einen Monat jedes Jahrs (November) auf die Generalrechnung zu verwenden hat; dann giengen nur die regelmäßigen Gottesdienste fort, die Heidenpredigt ruhte. Er bat wohl vorher die Gemeinde: da jetzt wieder seine Drangsalszeit gekommen sei, in der er zu Tische dienen müsse, sollen sie doch doppelt wachen und beten, damit er desto leichter über die Zahlennöthen hinüber komme. Und meistens nahmen sie sich dann auch besonders zusammen. War aber die Rechnung abgestoßen, so konnte er einen Monat der Heidenpredigt widmen, und täglich Morgens und Abends zusammen 4—6 Stunden lang auf allen Straßen und Märkten das Wort verkünden, während im Missionshof für ihn tüchtig gebetet wurde. Da gab es einmal einen merkwürdigen Vorfall. Ein reicher Jüngling war plötzlich verschwunden und die Seinen glaubten, er werde beim Padre sein. Augenblicklich brach ein Haufe ins Häuschen von Tai; da sie ihn dort nicht fanden, wollten sie auch das Kannanur-Haus durchsuchen. Man fand ihn nicht; doch sah der Onkel, nachdem er alle Zimmer durchforscht, noch eine geschlossene Kiste. „Da muß er drin sein," rief er aus, und Hebich hatte nach allen Versicherungen auch diese noch zu öffnen; als er den Jammer dieser Leute sah, „brach ihm fast das Herz vor Mitleid". Was gäbe er nicht darum, wenn er einen Haufen so schöner Leute zum Heiland führen dürfte!

7. Besuch der Heidenfeste.

Schon im December 1844 hatte Hebich von Tschirakal aus mit Jakob und sieben andern jungen Christen den Tempelort Taliparambu besucht, das eigentliche Heiligthum von Nordmalabar, „ein Hauptteufelsnest". Hunderte umstanden ihn auf dem Bazar, wo er vor Mapillas und Heiden viermal predigte; vom Brahmanendorf abgewiesen, besuchte er dann noch das Weber- und das Töpferdorf. Ebenso erscholl das Wort in andern Dörfern; die Puleiar allein, die armen Reissklaven, rannten davon und warfen sich in den Fluß, als er ihrem Weiler sich näherte. Sonst fand er

überall größte Aufmerksamkeit, was Hebich den Gebeten seiner Gemeinde zuschrieb, die besonders dazu aufgefordert, die Ausziehenden treu auf dem Herzen getragen hatte.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, beschloß nun Hebich mit einer auserlesenen Schaar noch weiter ins Innere zu ziehen, um beim Feste des Waldgottes in Payawur den Massen der Pilgrime, Käufer und Verkäufer das Wort zu predigen. Es ist dies kein Dorf, sondern ein Tempel im Walde, wo jährlich um die Mitte des Februars mitten im Dschangel Straßen von Laubhütten entstehen, und die Produkte des Küstenlandes gegen die Heerden der Kurg- (Gebirgs-) leute ausgetauscht werden. Mit einem geliehenen Zelte zog er hinaus und hatte seine Lust an der Predigt des Worts; wenn er erschöpft war, fieng einer seiner Leute an, und so giengs vier Morgen und vier Abende lang fort, während den Tag über das Zelt mit Besuchern aus der Nähe und Ferne sich füllte. Natürlich gab es auch Ruhestörer. Als erst mit Sand, dann mit Steinen geworfen wurde, traf ein Wurf den neben ihm stehenden Brahmanen. Zu diesem sagte er mitleidig: „Das hätte ich kriegen sollen!“ — „Thut nichts,“ erwiederte der Priester, indem er sich den Kopf rieb. Gewöhnlich folgte dem Prediger auch ein Amtsdiener, um Friedensstörungen möglichst zu vermeiden. Bei solchen Gelegenheiten giengen dann Traktate und Bibeltheile reißend ab; ein Talatscheri-Bruder aber versah mittlerweile die Gottesdienste in Kannanur.

Länger noch dauerte Hebichs Aufenthalt am Fest in Talipparampur. Vom 6—17. März 1845 hatte er dort sein Wesen hauptsächlich unter den höhern Klassen, die man durch ganz Malabar nur bei solchen Veranlassungen in Massen vereinigt findet. Darum war auch der Widerstand größer: die Brahmanen erhoben einmal ein gewaltiges Zetergeschrei; die Mapillas fragten sich, ob man den Padre nicht durchprügeln solle, worauf aber einer antwortete: das hilft doch nichts, denn er nimmt Alles ruhig an. Groß war es für Hebich, daß hier ein Nayer, der vor zehn Tagen seine Pilgerfahrt angetreten hatte, durch die erste Predigt soweit gewonnen wurde, daß er von Stund an sich zu den Christen hielt. Als Hebich ihm vorstellte, daß, wenn er ein Jünger Jesu werden wolle, er um dessen Namen willen vielleicht den Tod zu erleiden habe, antwortete er entschlossen: das macht nichts, sie mögen mich in

Stücke hauen, wenn ich nur selig werde! Zwei andere Nayer versprachen in Bälde zu kommen und weiter zu hören. Aber sie blieben aus, und den zum Leiden so entschlossenen Mann zog es nach einem Monat aus dem fremden Kreis in die alte Heimat zurück. „Von eisernen Zangen hätte er sich vielleicht zerreißen lassen können, aber seinen Willen zu brechen, ward ihm zu schwer."

Diese beiden Tempelfeste regelmäßig zu besuchen, ließ sich Hebich hinfort überaus angelegen sein; er durfte auch die Festpredigt fortsetzen bis in sein letztes Jahr, und solche Beharrlichkeit überwand den mächtigen Widerstand, der ihm besonders in den ersten Zeiten entgegentrat. Hatte er 1846 in Payawur die Ruhestörer aus seinem Zelt gewiesen, so fielen sie über seinen Wasserträger her und warfen ihm nicht nur den Topf vom Kopf, sondern stachen ihn mit seinem eigenen Messer in den Arm. „Das ist der Geist, der sie beseelt."

Ein anderes Mal (1849) versuchte mans, mit Elephanten den Prediger wegzuscheuchen. „Erst steuerte der Führer mit einem kleinen Thier auf uns los, als wir gerade auf einer Erdmauer standen und predigten. Das Thier weigerte sich majestätisch, dann trieb ers mit Gewalt näher. Ich donnerte aber auf ihn ein, und der Elephant erschrack, rannte gegen die andere Mauer und bewegte sich dann langsam an mir vorbei. Am nächsten Tage erschienen ausnahmsweise vier große Elephanten, wovon einer ohne Reiter wild unter die anderen stürzte, daß alles davonlief. Jetzt bewegen sich die Thiere auf uns los, zwei werden noch abgelenkt, die beiden andern streiften uns fast; doch gab der HErr uns Gnade, wenn auch zitternd, fest auf unserm Posten zu stehen, was Eindruck aufs Volk machte. — Der Eigenthümer des Tempels und der Elephanten verlangte dann zu wissen, ob mich die Regierung sende, in welchem Fall er freilich nichts machen könne. Die Regierung aber ehre ihn und seinen Gott, den ich einen Steingott heiße. Ich komme nun schon fünf Jahre und verursache ihm jährlich 200 Rupies Verlust — also im Ganzen 1000 Rupies! Daß diese ihm von mir ersetzt werden, werde er bei der Regierung eine Bittschrift eingeben" ꝛc. Natürlich erlangte er von Hebich nichts, als eine Erklärung, daß nicht die Regierung, sondern sein König ihn sende, und suchte dafür, mit etwas mehr Erfolg, seine Begleiter durch Drohungen zu schrecken.

Dieselbe Klage brachte (1849) der Hauptbrahmane in Taliparambu vor: sie müssen, hieß es, sich wehren; Hebich breche ihnen

an der Ehre und am Festgewinn ab. Er bekennt auch, daß er stark gegen diese Verführer des Volks predige und ihren Betrug aufdecke. Habe doch z. B. das im verflossenen Jahr gewählte Oberhaupt des Tempels sich am heiligen Schatz vergriffen, so daß es zwei Nächte hindurch Händel und Schlägereien unter den Brahmanen gesetzt habe, und der Umzug ihrer Götter auf ungünstige Stunden verschoben worden sei ꝛc. „Auch hier kam ein kleiner Elephant gegen uns, der aber wenig Schrecken verursachen konnte. Sein Treiber besuchte mich darnach und sagte, wie ihm nur durch Zauberei möglich werde, mit diesen Thieren siegreich umzugehen. Am nächsten Morgen fand er seinen Elephanten todt, und im Volk hieß es: 'Wenn der Gott seinen Elephanten nicht an seinem eigenen Feste erhalten kann, so muß er ein Steingott sein, wie der Padre behauptet.'" So erzählt Hebich den Elephanten-Vorfall, welchen die geschäftige Sage der indischen Christen nachher um ein Gutes großartiger ausmalte.

In Taliparambu besonders war es immer einer der zehn Festtage, an welchem die Heiden ungemein aufgeregt waren und gewöhnlich Steine warfen. So geschahs am 13. März 1846, da der Hauptbrahmane mit dem Rufe: greifet ihn! die Volkshaufen auf Hebich hetzte; da flog es denn von allen Seiten mit Sand, Kuhdung und Steinen. „Wir kriegten alle unser Theil; doch Joseph trug das schönste Zeichen davon, die Augenbraue wurde ihm von einem Stein zerschnitten. Darauf predigte ich wie ein ganz neuer Mensch an einem ferneren Platze; es war für uns ein Tag des Lobens und Betens, noch nie habe ich meine Büble fröhlicher gesehen. Sie sangen das Lob Gottes und beteten den ganzen Tag."

Noch auf einem dritten der großen Feste in Nordmalabar versuchte Hebich Gehör zu gewinnen, in Tscherukunnu, wo nahe der Mangalur Heerstraße über einer weiten Ebene ein Hügel schroff ansteigt, mit einem Kalitempel geziert. Am 15. April 1846, bereits in der heißen Zeit und von Geschwüren geplagt, zog Hebich früh Morgens hin, nachdem seine Leute in der Nacht ihm das Zelt aufgeschlagen hatten. Schon die Morgenandacht der paar Christen wurde durch Ueberschreien gestört; dann behauptete ein Mann, Hebich habe kein Recht, das Zelt auf seinem Sandboden aufzurichten. Der Schulze, nach dem man eiligst sandte, war nirgends zu finden. Doch ließ sich bis zum Mittag die Ruhe leidlich erhalten. Darnach

als Hebich unter einem Baume stehend zu predigen begann, suchten ihn die Jungen erst durch Brüllen zum Schweigen zu bringen; bald fieng man auch an mit Sand zu werfen in Ermanglung der Steine, und endlich stürmte die ganze Menge über das Zelt her, dessen Stricke abgeschnitten oder gelöst wurden, um es sammt den Christen in den Staub zu treten. Mit Mühe hielten diese die Zeltstangen aufrecht, während die Heiden sie stießen und schlugen. Ueber zwei Stunden wogte der Kampf um das Zelt. Da — um 6 Uhr — erscholl das Tomtom der Opferprocession mit etlichen Schüssen; einer der Elephanten scheute am Zelt und sprang davon, das Volk ihm nach — und nun hatte auch Hebich genug, ließ schnell aufpacken und eilte bis 11 Uhr nach seinem Kannanur zurück. Wohl freute er sich des Kreuzes Christi: „obgleich ein ungeschickter, langsam lernender Sünderschüler empfindet er es als hohe Gnade, dem Heiligen nachleiden zu dürfen;“ aber wieder besucht hat er diesen „Teufelsort“ nicht mehr.

Auch in Tschirakal predigte er 1847 einmal vor einer kleineren Festversammlung, da denn die Leute, während Hebich gerade betete, mit Gewalt das Vieh des Dorfes auf ihn treiben wollten. Es gelang ihnen nicht; dasselbe lief auf sie selbst los. Das gab eine Gelegenheit, mit dem edeln Kollektor von Malabar sich zu besprechen, welcher der Verkündigung des Evangeliums gar willig den Weg bereitete, aber natürlich auch zur möglichsten Vorsicht ermahnte. Da konnte ihm Hebich am Ende sagen, er für seine Person hätte nichts dagegen, wenn ihn das Volk in seinem Werke todtschlüge; das könnte auch kein Beamter verhindern, wenn einmal Gott den Bösen die Gewalt verliehe, ihren Willen durchzusetzen.*) Was er von ihm wünsche, sei nur, daß er die Rädelsführer zurechtweise, denn an solchen Aufläufen seien gewöhnlich nur ein paar Schlingel schuld, die Alles aufhetzen. „Das wirkte bei ihm, und er that nun für mich auf meinen Hauptfesten mehr, als er ehrlich thun kann“ (durch Privatempfehlungen an die Unterbeamten).

Daß durch diese Festbesuche das Wort Gottes in weiten Krei-

---

*) Im September 1855 wurde dieser Beamte von etlichen verschworenen Muhammedanern in seiner Wohnung vor den Augen seiner Gattin überfallen und in Stücke gehauen, der letzte von drei Brüdern, die alle durch das Schwert der Muselmanen fielen (in Afghanistan, Buchara und Kalikut).

sen bekannt wurde, haben spätere Erfahrungen bewiesen. Es kam am Ende so weit, daß den Festgästen etwas abgegangen wäre, wenn sie nicht auch den Bartmann zu hören Gelegenheit gehabt hätten; man erwartete ihn regelmäßig, und viele erneuerten durch Besuche bei ihm und seinen Leuten die vorjährige Bekanntschaft. Was an den Festen selbst vorkam, daß da und dort ein Witzbold aufstand und mit vollkommener Nachäffung des Missionars über die Menge hinschrie: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes und euer Bruder! Ihr närrischen Kinder, warum betet ihr Steingötzen an? Kommet zu Ihm“ ꝛc. das hat sich gewiß in mancher Hütte wiederholt zur augenblicklichen Belustigung von Jung und Alt, und zweifelsohne auch zur Anregung weiteren Nachdenkens. Man stellte sich vor, der Missionar wolle durch dieses angestrengte Zeugniß und die damit verbundenen Leiden sich ein Verdienst bei seinem Gott erwerben, und der Ernst, womit er diese Angelegenheit betrieb, machte tiefen Eindruck. Man sah zugleich, daß er auch Männer höhern Standes, im indischen Wissen bewanderte und beredte Leute, zu Gehilfen hatte, die vom gleichen Geiste beseelt waren, und fieng an, es für möglich zu halten, daß dieser neue Glaube noch bedeutenden Eingang im „Berglande“ finden dürfte.

Missions-Zeitung.

Die Bewegung im Tululande.

Seit dem August 1869 mehren sich die Uebertritte zum Christenthum, auf den Stationen der Basler Mission nördlich von Mangalur, in überraschend schneller Weise. Namentlich ist es die Umgegend von Udapi, dem Haupttempel von Südkanara, in welcher diese Saat lange treugepflegter Reisepredigt plötzlich zum Reifen gediehen ist. Es sind zerstreut wohnende Bauern eines Gebiets von 10 Stunden Länge und 4 Stunden Breite, Leute vom Mittelstande, an fleißige und harte Arbeit gewöhnt, theilweise in drückender Abhängigkeit von ihren Pachtherren, und bisher dem Dämonendienst ergeben, die nun dieser Religion der Furcht zu entsagen sich aufgemacht haben. Die Plagen der bösen Geister wurden ihnen immer unheimlicher; sie haben aber erfahren, daß Jesus stärker sei als ihre Geister, und suchen nun bei Ihm dieselbe Ruhe, welche schon viele ihrer Landsleute gefunden haben. Zugleich zeigen sie damit auch den Missionaren, daß sie von der Redlichkeit ihrer Absichten über-

zeugt seien und hinfort ihren Rath dem ihrer Priester vorziehen wollen.

Schrieb man erst von 2—300 Seelen, so sind es nun schnell mehr als 600 geworden, welche den Taufunterricht begehren. Am 20. Nov. z. B. traten allein in Uppuru 35 Personen über, Tags darauf in Bolmara 70, außer 5 Häusern bei Utschila u. s. w. Da gibt es nun ungemein viel zu thun, indem die Zahl der Tulu sprechenden Missionare klein ist. Miss. Bührer ist, um sie zu mehren, von den blauen Bergen herabgekommen, um etliche Monate beim Taufunterricht zu helfen. Und Miss. Würth, der Senior der ganzen Mission, warf sich auch noch aufs Tulu, um in dieser Zeit seinen Mann zu stellen.

Doch ihn hat der Herr gerade in dieser bewegten Zeit zu seiner Ruhe eingehen lassen. Ein böses Fieber raffte ihn am 25. Dec. dahin, nachdem er erst am 7. des Monats seine von Europa zurückgekehrte Frau wieder begrüßt hatte. Tags darauf wurde er unter großer Theilnahme der Gemeinden auf dem eben damit eingeweihten neuen Gottesacker bestattet. Seit dem J. 1845 hat er, jedoch meist im Südmahratta-Lande, der Mission eifrig und mit viel Umsicht gedient; der Verlust eines so erfahrenen Mannes ist doppelt schmerzlich in dieser Zeit.

Mit dem Januar hofften die Missionare sich ans Taufen der weiter Fortgeschrittenen zu machen. Dieselben haben vielfache Verfolgung zu erfahren, nicht blos von Heiden, sondern auch von Katholiken. Einigen ist der Pacht aufgekündigt, andern wird das Vieh auf ihre Felder getrieben, oder hängt man ihnen kleine Processe an, die von einheimischen Richtern entschieden werden. Treten auch da und dort Etliche eingeschüchtert zurück, so kommen anderswoher Neue, die entschlossen sind, nun die Zeit dazu gekommen sei, sich rückhaltslos dem allein wahren Gott zuzuwenden.

Doch sagt die letzte Nachricht, daß es den Bemühungen der Feinde gelungen sei, wohl Hundert der Uebergetretenen zum Stillstand und Rückgang zu bewegen. So ist dafür gesorgt, daß es nicht allzu schnell vorwärts geht.

Bücherschau.

Aus allen Welttheilen. Illustrirtes Familienblatt für Länder- und Völkerkunde. Redigirt von Dr. O. Delitsch. Bei R. Loes in Leipzig, in wöchentlichen Nummern, auch in Monatsheften, 18 Sgr. pro Quartal.

Seit dem 1. October 1869 erscheint diese gediegene Zeitschrift, die sichs zur Aufgabe gesetzt hat, im deutschen Volk gründliche geographische Kenntnisse zu verbreiten, und ihren Text durch zahlreiche Illustrationen und Karten veranschaulicht und ergänzt. Die bisher erschienenen Blätter lassen das Beste hoffen. Die Zeitschrift vermeidet geflissentlich, sich „in polemisirende Richtungen zu verirren"; wenn sie daher die Mission bei Seite läßt, um ihr eigenes Ziel zu verfolgen, so enthält sie sich auch all der seichten und absprechenden Urtheile, welche z. B. der „Globus" unter dem Vorwand der Ethnologie bei jeder Gelegenheit über das Christenthum ausschüttet.

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

6. Der Haushalt im Missionshof.

Im Anfang des Jahres 1843 war statt des 94. europäischen Regiments das 25. nach Kannanur gekommen, von dem nun etwa 30 Soldaten sich im ersten Jahre bekehrten, zum Theil sehr wackere Leute, wie sie auch monatlich 30 Rupies und mehr für die Mission beisteuerten. „Wie aber alles im schönsten Zuge war, wurden wir gesichtet. Die Lehre vom heiligen Abendmahl gab den Stoff dazu: ich predigte wohl zwölfmal über Joh. 6, und als ich am Ende war, giengs mir wie dem Herrn selbst. Viele liefen davon; es gab ein zweimonatliches Murren, bis die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Der Kaplan mischte sich auch darein und predigte einmal gegen Luther und Lutheraner; es war drauf und dran, daß die Gemeinde gesprengt werden sollte. Da trat ich eines Sonntag Abends mit dem prayerbook auf die Kanzel und las der Gemeine zwei Sätze aus demselben vor. Einmal die Aufforderung zum Dank dafür, 'daß unser himmlischer Vater uns seinen Sohn geschenkt habe, nicht nur für uns zu sterben, sondern unsre geistliche Speise und Lebensunterhalt (spiritual food and sustenance) zu sein im heiligen Sakrament;' dann die Bitte, 'Jesu Fleisch so zu essen, sein Blut so zu trinken, daß unsre sündigen Leiber durch Seinen Leib rein, und unsre Seelen durch Sein theuerstes Blut gewaschen werden, und wir stets in Ihm wohnen und Er in uns.' Ich fragte sie, ob sie je einen andern Ausdruck aus meinem Munde gehört hätten? ob ich ihnen von Transsubstantiation oder Consubstantiation ein Wort gesagt hätte? Aber das stehe fest, daß das heilige Abendmahl nicht nur eine Erinnerung, sondern besonders ein Mahl sei, in welchem der HErr sich selbst uns gebe, wie geschrieben stehe. Jetzt zogen sie alle beschämt davon und haben seitdem vom heiligen Geist diese Wahrheit gelernt.

„Der Hauptanstoß kam nach. Es erschoß sich ein armer Soldat, der etwa neun Monate unsere Kirche besucht hatte. Hie und da hatte er mich auch im Hause besucht, und im letzten Monat